Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 13. 2. 1938 | Nr. 7

Deutsche Bauten der Gegenwart.

Gedanken zur großen Architektur-Ausstellung in München.

Von **Th. Engelmann**-München.

Denkt man an die Größe der Antike, so steigen berühmte Bauwerke der Griechen und Römer als Zeugen jener Kultur im Gedächtnis auf. Und sprechen wir vom alten Ägypten, so ist damit zugleich der Begriff der Pyramiden gegenwärtig, unvergängliche Zeugnisse eines kulturfördernden Volks. Ebenso ist es mit den Assyrern, Indern, Chinesen, Inkas und den meisten anderen großen Völkern: ihre monumentalen und künstlerischen Bauwerke sind und bleiben lebendige Zeugen ihres Wesens und Wirkens, ihrer Geltung und Geschichte.

Wie steht es da mit dem jungen Deutschen Reich, das wir das Dritte nennen, — Schon bald nach der Machtergreifung sahen wir, vielfach staunend über den fast vermessen erscheinenden Kraftwillen, hier und dort Bauten eigenwilliger Formung entstehen, Zweckbauten zumeist. Ihre Linien, Formen, Baustoffe, Einrichtungen betonten vor allem das Sachliche. Dennoch war darin bereits etwas neuartig Monumentales, fast Feierliches zu spüren, etwas, das auf einen neuen deutschen Stil hinzudeuten schien. Ob ein b.scheidenes Bureauhaus oder Hitlerheim, ob eine Brücke oder Straßenüberführung, ob Fabrikbau oder Wagenhalle — überall trat das Bestreben hervor, dem Zweckmäßigen und Sinnvollen der Bauweise eine neue, besondere Note beizufügen, und zwar mit den einfachsten Mitteln: hier zwei schlichte Säulen als Eingangsportal, dort eine kräftige Dachkrönung oder ein künstlerisch ausgeführtes Hoheitszeichen. Noch waren diese neuen Ansätze zur neuen Stilgestaltung für den Laien kaum erkennbar.

Dann aber entstanden bald und in erstaunlich rascher Folge Bauten von monumentaler Wirkung. Vorerst in München, der Hauptstadt der Bewegung, und in der Reichshauptstadt. Da wurde der neue deutsche Baustil schon offensichtlicher und jetzt auch für den Nichtkenner das Charakteristische erkennbar: schöne, strenge Linien, weite, ruhige Flächen, edles, sinnvoll verwendetes Material und sparsamer künstlerischer Schmuck, von Bildhauern und kunstfertigen Handwerkern ausgeführt. Und zugleich trat noch etwas anderes und Neues zutage: daß alle diese Bauwerke, einerlei ob von einem einzigen oder von verschiedenen Architekten geschaffen, ein einheitliches Stilempfinden zeigten. Eine Einheitlichkeit, die eine glückliche Versinnbildlichung des Einheitsgedankens und Einheitswillens des neuen Reichs verkörpert, wie sie die vorhergegangene Epoche — trotz der Einigung von 1871 — nicht gekannt hat. Ob wir in München die neuen Bauten der Bewegung oder des Deutschen Museums, in Berlin das Stadion oder die Reichskanzlei betrachten, in Nürnberg die Anlagen des Reichsparteitaggeländes, in Hamburg die Pläne der Elbhochbrücke oder die in allen Gauen entstandenen Ordensburgen, Kasernen, Schulen u. a. — überall finden wir diesen lebensvollen Ausdruck eines einheitlichen neuen deutschen Stils.

Einförmig ermüdend, unkünstlerisch muß doch solch bewußte „Gleichmacherei" wirken, mag mancher wohl denken. Nein, das ist keineswegs der Fall! Im Gegenteil, man wundert sich, wie verschiedenartig in der Ausführung und Wirkungsweise die meisten dieser Bauten sind, obgleich sie durchgehend vom gleichen Stilcharakter bestimmt werden. Erreicht wird diese Vielfältigkeit durch glückliche Abwandlung des Motivs einerseits und durch eine geschickte Angleichung an die Boden- und Landschaftsgestaltung andererseits; in einzelnen Fällen auch durch pietätvolle Übernahme überlieferter Stilarten in den einzelnen Gauen.

Und nun tritt zu dem Willen nach einer neuen, einheitlichen Ausdrucksweise im Bauen ein weiterer, gleichfalls neuer Gedanke: das in diesem Sinne bereits Geschaffene und Geplante in einer umfassenden Schau einem großen Kreis von Volksgenossen vor Augen zu führen. Nicht etwa als Selbstlob, — obgleich das junge Reich stolz darauf sein darf, was in knapp fünf Jahren erreicht und erdacht worden ist. Nein, diese Schau — die Architektur- und Kunsthandwerk-Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München bezweckt etwas anderes, sie will aufklärend, rechtfertigend, belehrend wirken. Aufklärend und rechtfertigend den Allzuvielen gegenüber, die den inneren und äußeren Wert eines solchen großzügigen Bauens nicht begreifen. Belehrung und Anregung will und wird diese Schau einem jeden bringen, der Sinn und Verständnis für die besonderen Forderungen der deutschen Gegenwart besitzt. Denn er wird hier erkennen, was alles durch einen einheitlichen Gestaltungswillen geschaffen werden kann und welch ein großes Glück es für ein Volk ist, Zeuge und Mitarbeiter an einem derartigen Gemeinschaftswerk sein zu dürfen.

Auch für den, der nur geringes Interesse an baulichen Dingen nimmt und der da meint, es handle sich hier um eine der vielen Fachausstellungen, bietet die Münchener Schau genug Sehenswertes. Wird hier doch das bauliche Schaffen nicht in üblicher Weise durch Zeichnungen und Lichtbilder dargestellt, die dem Laien wenig sagen, sondern in großen, künstlerisch und handwerklich vortrefflich ausgeführten Modellen, die, an sich schon kleine Kunstwerke, überraschend lebendig und wirklichkeitsgetreu wirken.

Welch weiten Bogen diese Schau umspannt, mögen ein paar Stichworte dartun: Die riesigen, überaus großartigen und künstlerisch eindrucksvollen Bauten und Bauplanungen der Partei, wie sie vor allem München, Nürnberg, Berlin aufweisen, stehen im Mittelpunkt. Daneben sind die vielen Schulungs- und Erholungsstätten vertreten, die meist malerisch gelegenen und gestalteten Ordensburgen, Führerschulen, HJ-, SA- und anderen Heime. Dann die schönen Hochbauten der Reichsautobahn, der fast unübersehbar weiten Sportfelder und Stadien, des gewaltigen Weltflughafens Tempelhof, der gar nicht kasernenmäßig wirkenden Bauten für Heer und Flotte. Weiter die mächtige Elbhochbrücke, deren Pfeilertürme den Kölner Dom überragen, und andere verkehrstechnische und industrielle Großanlagen. Schließlich in buntem Wechsel die großartigen Planungen für die Städte Berlin, München, Hamburg.

> Ein jedes Volk bestimmt sich selbst sein Los
> Zur Freiheit oder Sklaverei.
> Und ist das Dunkel noch so groß,
> Ein Weg zum Licht ist immer frei!
>
> Bogislav von Selchow.

Die Zerstörung der Burg Wischegrot an der Weichsel

in der Chronik des Nikolaus von Jeroschin.

Dr. Franz Lüdtke, fr. Bromberg, kommt das Verdienst zu, aus der „Kronike von Pruzinlant" den Abschnitt über die Zerstörung der Burg Wischegrot ins Hochdeutsche übertragen zu haben. Der Verfasser ist der Dichter Nikolaus von Jeroschin. Aus welchem Jerotschin oder Jarotschin er stammt, ist nicht mehr zu erweisen. Er war Ordenspriester der Deutschherren und Kaplan des Hochmeisters Dietrich von Altenburg (1335 bis 1341). Schon auf Bitten von Altenburgs Vorgänger, dem Hochmeister Luther von Braunschweig (1331—1335), hatte er begonnen, die Geschichte des Deutschen Ordens in einer Reimchronik zu behandeln; nach einer Andeutung in seinem Werk aber scheint ihm dieses von neidischen Ordensbrüdern vernichtet worden zu sein, bis er es unter Dietrich von Altenburg aufs neue begann. Im wesentlichen ist „Die Kronike von Pruzinlant" des Nikolaus von Jeroschin eine poetische Bearbeitung des Chronikon terrae Prussiae Peters von Dusburg. Immerhin bringt Nikolaus mancherlei Nachrichten, die Peter von Dusberg nicht hat, und ist so auch als historische Quelle nicht ohne Wert. Wichtiger ist seine Bedeutung für die Geschichte der mitteldeutschen Sprache, die sich als eine Art Ausgleichssprache zwischen den Mundarten der aus verschiedenen Gegenden stammenden Ritter gebildet hatte und bilden mußte. Sein poetisches Talent ist wohl anzuerkennen; was ihn interessiert, berichtet er mit Lebhaftigkeit und oft mit Humor; die Metrik handhabt er in eigener Weise.

Die Zeit, in der er schrieb — er wird wohl ums Jahr 1341 wie sein Gönner Dietrich von Altenburg gestorben sein — das 14. Jahrhundert also, war die Blütezeit des Ritterordens. Als es in der westlichen deutschen Heimat politisch, wirtschaftlich und geistig bereits unaufhaltsam bergab ging blühte das Kolonialland Preußen politisch, wirtschaftlich und geistig mächtig empor. Der gewaltigste Zeuge dafür ist die Marienburg. Aber auch literarisch betätigte man sich; zahlreiche Sprachdenkmäler und Dichtungen, zahlreiche Handschriften bekunden das Interesse an geistigen Dingen im Ordensland.

Bei den mannigfachen Kämpfen zwischen dem Orden und seinem Nachbarstaat Polen ist es nicht zu verwundern, daß auch unser Posener Land oft von Nikolaus erwähnt und behandelt worden ist. Besonders schlecht waren die Beziehungen beider Mächte zur Zeit Wladislaus Łokieteks (des Ellenlangen), der 1320 die einzelnen polnischen Gebiete vereinigt hatte und sich den Titel eines Königs von Polen gab. Die Eroberung Pommerellens und der Zugang zur Ostsee war sein Ziel, dem jedoch der Deutschorden hindernd im Wege stand. Kriegerische Verwicklungen und Reibereien waren die Folge der gegenseitigen Feindschaft. Der König Łokietek verheerte Preußen, aber die Ritter blieben ihm nichts schuldig. Von solchen Kämpfen berichtet mehrfach auch Nikolaus; uns Bromberger interessiert davon am meisten die Schilderung des Reimchronisten über die Eroberung der polnischen Burg Wischegrot im Jahr 1329 durch den Orden. Wischegrot (vielleicht soviel wie Weichselburg) lag am linken Steilufer der Weichsel in unmittelbarer Nähe des Städtchens Fordon. Der Ort, an dem sie stand, ist vordem wohl ein slawischer Rundwall gewesen, auf welchem später die Burg errichtet wurde. Heute führt die Stelle den Namen „Schwedenschanze" und ist ein Ausflugsziel zahlreicher Bromberger. Über 20 Meter hoch erheben sich die alten Wälle wuchtig über dem Weichselspiegel und oft genug geben Funde aller Art Zeugnis davon, daß in vergangenen Jahrhunderten Menschen in Freud und Leid hier gewohnt haben.

Ehe wir den Bericht des Dichters in hochdeutscher Übertragung wiedergeben, sei bemerkt, daß im 1. Band der Scriptores rerum Prussicarum (1861) sowohl Peter von Dusburgs als auch Nikolaus von Jeroschins Chronik editiert sind, jene von Max Toeppen, diese von Ernst Strehlke. In der lateinischen Chronik führt die Weichselburg Wischegrot den Namen Wischerat. Merkwürdigerweise erkennt der Herausgeber des Peter von Dusberg, Max Toeppen, nicht, daß beide Namen identisch sind; er sagt in einer Anmerkung, daß auf dem Zuge, auf welchem Wischerat erobert wurde, auch noch die Burg Wischegrot vom Orden genommen worden sei. Indessen ist die Identität der beiden chronikalischen Berichte gar nicht zu verkennen, da Nikolaus sich fast wörtlich an Peter anschließt. Einzelheiten freilich bringt Nikolaus selbständig, so das Datum, den Tod Bondorfs u. a. m., und im übrigen ist der dichterische Bericht viel ausführlicher als der prosaische. Sicherlich hat Nikolaus noch andere Quellen gehabt als den Peter von Dusburg, und außerdem war er 1329 doch schon Ordenspriester und mußte über die Vorgänge der Ordensgeschichte selbst gut unterrichtet sein.

Wir geben im folgenden keine Übersetzung, sondern eine Übertragung. Es war nicht immer möglich, genau den Wortlaut des Dichters beizubehalten; wo das angängig war, ist es geschehen. Bei Abweichungen vom Text habe ich mich bemüht, dem Sinn gerecht zu werden.

Vom Meister und der Brüder Schar
Beraten und beschlossen war,
Zu ziehen in das Preußenland.
(Dies war vordem aus Heidenhand
Mit großen Mühen nur entnommen
Und so zum Christentum gekommen.)
Das wollt' man schirmen jetzt und wehren
Und auch den Glauben drinnen nähren,
Der dort gedieh in guter Hut,
Und der durch manches Ritters Blut
Gepflanzet war und Wurzeln schlug
Und Gott zur Stunde Früchte trug.
Feind war ihm nur Łokiet, der König,[1])
Der hier von Anfang an nicht wenig
Bemüht war, solches Christenland
Zu stören mit vermessner Hand,
Und der die Ordensbrüder dort
Bedräuete mit Krieg und Mord.
So sammelte hernach ein Heer
Der Meister auch mit starker Wehr
Und sandte das zur andern Seit'
Der Wizlen[2]) in der Sommerzeit
Gegen des Königs Aufgebot.
Da lag ein Haus, hieß Wischegrot.
Die Burgbewohner hier am Ziel,
Das waren Übeltäter viel,
Die großen Unfug weithin trugen.
Sie raubten, fingen und sie schlugen
Der Ordensbrüder reisige Scharen,
Die zu Schiffe täten fahren
Hinauf, hinab der Wizlen Flut.
So trieben sie's im Übermut
Gar manche Zeit und manches Jahr.
Sie waren eine Last fürwahr
Den Männern in dem Preußenland.
So hausten sie mit frevler Hand
Und — trauend auf Łokieteks Schutz —
Boten sie scharf den Brüdern Trutz,
Selbst als ihr Haus nun in Gefahr,
Vom Ordensheer umschlossen war,
Und als zuletzt die Burg gar hart
Belagert und bestürmet ward
Mit Wurf- und Stoßmaschinen.
Drei Tage lang blieb drinnen
Umsonst und eitel all ihr Tun.
Des vierten Tags begannen nun
Die Brüder zu erstürmen
Die Burg samt Wall und Türmen.
Sie klommen grad den Berg hinan,
Wogegen jene, Mann für Mann,
Ihr Wehr und Waffen nützten,
Und Leib und Leben schützten
So gut, wie's jedem nur gelang.
Zuletzt in des Gefechtes Gang
Die Brüder schleudern Brände.

Zwar regen sich viel Hände —
Umsonst! Das Feuer brennt zu gut!
Rittern und Knechten sinkt der Mut,
Sie werfen ihre Waffen hin,
Auf Flucht allein noch steht ihr Sinn.
So kam die Burg zu Falle,
So ward ihr Hochmut alle!
Doch wer nun zu entrinnen sucht',
Dem ging's gar schlimm auf seiner Flucht:
Begrüßt ward er mit manchem Speer
Und wurde so des Lebens leer.
Gerettet aus dem Brande gingen
Nur wen'ge, die sie lebens fingen;
Diesen ging's gut trotz Angst und Not —
Die andern starben all den Tod.
Und auch das Haus mit Hab und Gut
Ging unter in des Feuers Glut;
Nichts ward gerettet, nichts bewahrt,
Das ist des Elementes Art.
Die Burg verbrannte bis zum Mist —
So Wischegrot zerstöret ist.
An jenem Montag dies geschah,
Da man die Kreuze tragen sah.[3])
Es blieb hier auch vor Wischegrot
Von Bondorf' Bruder Heinrich tot;
Zu Kulm wohl bei den Klosterfrauen,
Kann man noch heut sein Grabmal schauen.

---

[1]) Wladyslaw Lokietek.
[2]) Weichsel.
[3]) Datumsbestimmung nach einem Feste; vermutlich Frühjahr (1329).

Hermann Löns erzählt.

Auf dem Heidberg stocken viele Machandelbüsche; aber nur einer von ihnen erhebt sich so hoch wie ein Baum.

Schenkeldick ist sein eisgrauer Stamm und zuerst auf unheimliche Art verbogen; dann aber reckt er sich stracks empor und läuft in eine breite, oben zugespitzte, dunkle, hell überlaufene Krone aus, die mit grünen, blauen und schwarzen Beeren reichlich bedeckt ist.

Die Sonne meint es gut. Im Bruch war es mir zu heiß. Die blinden Fliegen machten es zu schlimm, der trockene Wind dörrte mir den Hals aus und trieb mich zum Spring unter dem Machandel. Ich trank mich satt, wusch mir die Hände und Füße, und nun liege ich da.

Unter dem Himmel kreisen zwei Adler und rufen laut. Je nachdem sie sich wenden, sehen sie bald silbern, bald goldig aus. Das Moor ist rosenrot, wie vorhin, doch vor ihm leuchten keine Lupinen, schimmert kein Buchweizen. Über mir rauschen Eichen, in denen die Blauracken, wunderbar blitzend, ab und zu fliegen, heiser krächzend.

Eine Weile ist es still, bis auf das Geigen der Grillen und das Dudeln der Heidlerchen. Blaue und grüne Schillebolde umflirren die gelben, purpurrot überlaufenen Fruchtrispen des Beinheils, die sich aus den Rischbülten in dem Quellbecken erheben, eine Ringelnatter windet sich durch das abgeblühte Wollgras und verschwindet in der Flut, und da, wo eben die Adler waren, kreist ein Schwarzstorchpaar und bringt seinen drei Jungen den Hochflug bei. Wie blitzblankes Edelerz leuchtet das Gefieder der fünf großen Vögel. Da erklingt ein wilder Weidschrei, sie stieben auseinander, drängen sich wieder zusammen, aber schon kommt, hastig rudernd, ein Adler angejagt, greift das letzte Stück und zwingt es zu Boden.

Der Tag geht fort; der Abend kommt herauf. Die letzten Bauern fahren aus dem Moor heim. Laut quietschen die plumpen, zweirädrigen, hoch mit Torf bepackten Karren, aus denen die Spitzen der Wurfspieße hervorblitzen.

Im Bruch ruft der Uhu, die Kraniche trompeten, die wilden Gänse sausen laut gickernd nach der Ise; ihnen entgegen kommen, heiser krächzend, die Reiher angestrichen. Allerlei Enten klingeln hinüber und herüber. Unheimlich brüllt die Dommel.

Es wird kühl und feucht, aber ich darf nicht fort von hier, denn ich habe Wachtdienst. Ich schlage den kurzen Mantel aus Schnuckenfell um die Schultern und ziehe die Knie darunter. Gern machte ich mir ein Feuer, aber das darf ich nicht, denn es ist unfriedlich in der Heide geworden. Fremdes Volk ist angeritten gekommen, hat hier und da gemordet und gebrannt und Mädchen und Vieh fortgeführt. Dreißig Stück von den schwarzhaarigen, gelbhäutigen, plattnasigen Kerlen kesselten wir gestern im Bruch ein. Aus allen Dörfern um das Bruch hatten die Hörner und die Hillebillen das Mannesvolk zusammengerufen. Keiner von den fremden Männern blieb am Leben, so arbeiteten Pfeil und Schleuderstein, Spieß und Wurfaxt. Die letzten, die vor Angst von ihren strupphaarigen, kleinen Gäulen sprangen und sich im Porst bargen, bearbeiteten wir mit den Hunden und schlugen sie vor die Köpfe, ob sie auch noch so bettelten und baten. Bloß einen ließen wir leben, und der wird jetzt durch den Gau geführt, damit die Weiber, die Kinder und die alten Leute ihn zu sehen kriegen. Dann wird er aufgehängt.

Ein Wolf heult im Bruch, noch einer, und nun ein dritter und vierter. Die brauchen jetzt keine Schnucken zu reißen und auf Elchkälber Jagd zu machen; quappsatt können sie sich fressen an den fremden Menschenmördern und Hausbrennern, deren Köpfe an den Dietwegen auf Stangen gesteckt sind, damit andere, die nach ihnen kommen, sich belehren lassen, was für Beute hier in der Heide zu holen ist. Wer nicht hierher gehört, der soll da wegbleiben; wir vertragen ja wohl einen kleinen Spaß, aber Bählämmer sind wir nun doch nicht. Das haben sie merken müssen, als wir sie zwischen uns hatten. Sie schnatterten wie die Gänse und pfiffen wie die Ziegenmelker, und hopsten hin und her auf ihren Gäulen, und schossen und warfen ihre Schlingen nach uns. Half ihnen alles nichts. Wir waren unserer Hundert und kannten uns in dem Morast besser aus. Und so mußten sie alle bleiben, wo sie waren, und wir kamen heil fort, bis auf Eike Sötmund, der einen Pfeil in das Herz bekam. Dafür schlug ich dem Kerl, der das tat, das Genick ab.

Ich glaube, es will Morgen werden. Der Wind macht sich auf und die Kraniche fangen wieder an loszulegen. Da unten wird es auch schon lichter, und die Raben wecken sich auf. Wie kalt das ist; man sollte meinen, es ist Nebelung und nicht Erntemond. Mich schuddert ordentlich. Ich wollte, die Ablösung käme. Ein Krug Warmbier käme mir just paßlich. Horch! Was war das,

„Sieh! 'n büschen geschlafen!"

Vor mir steht Heini Hennecke, der Wiesenmacher und Imker.

Ich gehe mit ihm nach dem Dorfe, und um zu hören, was er sagt, erzähle ich ihm, was mir geträumt hat. Erst sagt er gar nichts, sondern nickt bloß. Dann sieht er mit verlorenen Augen über das rosenrote Moor und meint: „Ja, Machandelbaumschatten, das gibt absonderliche Träume."

Das muß wohl so sein.



Das Go-Spiel.

Ein 4000 Jahre altes japanisches Gesellschaftsspiel wird in Deutschland eingeführt.

Aus Japan hat ein neues Spiel seinen Weg nach Deutschland genommen, das schon jetzt mit Begeisterung und Ernst im Dritten Reich betrieben wird: das Go-Spiel. Ein Mitarbeiter der in Magdeburg erscheinenden „Mitteldeutschen Tageszeitung" hat den bekanntesten deutschen Brettspieler, Walter Blachetta, aufgesucht, um sich von ihm Aufschluß über das Go-Spiel und über die Aufgaben des deutsch-japanischen Go-Instituts geben zu lassen.

Walter Blachetta, der seine Vorliebe für Brettspiele zu einer ausgesprochenen Forschertätigkeit entwickelt hat, erzählt über die Geschichte des etwa viertausend Jahre alten Go-Spiels: Es ist das älteste aller bekannten Spiele und wurde in den Jahren zwischen 2350 und 1770 vor Chr. ungefähr erfunden. Sein Ursprungsland ist China. Von dort aus gelangte es im 8. Jahrhundert durch den chinesischen Gesandten Weiki nach dem japanischen Inselreich, wo es bald mit wahrer Leidenschaft gespielt wurde. Sogar eigene Akademien wurden zur Pflege des Go-Spiels errichtet, an denen Professoren diese Kunst lehrten. Erst im Jahre 1868 wurden diese Institute aufgelöst. In Japan bestehen für die bis zu einer gewissen Meisterschaft vorgedrungenen Spieler neun Rangstufen. Ein Spieler der neunten Klasse, ein „Kudang", ist der absolut beste Spieler. Wie hoch die Kunst der Japaner im Go-Spiel ist, geht schon daraus hervor, daß der Deutsche Meister in diesem Spiel, Dueball — zugleich bester Spieler von Europa und Amerika —, noch nicht einmal die erste Stufe erreicht hat.

Go ist ein Spiel für zwei Personen auf einem quadratischen Brett mit 19 × 19 Linien, also 361 Schnittpunkten, auf die man — nicht in die Felder — die Steine setzt. Gespielt wird mit je 180 schwarzen und weißen Steinen. Die Spielregel selbst ist einfach und leicht zu erlernen. Was das Spiel aber so interessant macht, sind die ungeheuer vielen Kombinationsmöglichkeiten, deren möglichst umfassende Kenntnis den wirklich guten Go-Spieler auszeichnet.

In Deutschland soll das Go-Spiel durch Lehrgänge weitesten Kreisen nahegebracht werden. So ist der japanische Meister fünften Grades, Fukuda, schon in Deutschland eingetroffen, der die Deutschen mit den Regeln des Spiels vertraut machen soll.

Um bald das gesteckte Ziel erreichen zu können, wurde jetzt in Berlin das Deutsch-japanische Go-Institut gegründet, dessen Präsident der jeweilige kaiserlich-japanische Botschafter ist. Admiral Förster, der Vorsitzende der Deutsch-japanischen Gesellschaft, hat das Amt des Vizepräsidenten übernommen. Bis jetzt wird Go schon begeistert von einigen hundert Anhängern gespielt. Sie haben sich zusammengeschlossen in dem Deutschen Go-Bund, dessen Vorsitzende der Deutsche Go-Meister, Studienrat Dueball, ist. Stellvertreter ist Walter Blachetta, der gleichzeitig zum Geschäftsführer des Deutsch-japanischen Go-Instituts bestellt wurde.

Von „Kraft durch Freude" wurden bereits großzügige Pläne ausgearbeitet, um auch durch das Go-Spiel eine Brücke nach dem fernen Inselreich zu schlagen, mit dem sich das neue Deutschland durch die gleiche Aufgabe verbunden fühlt: eine Abwehrfront gegen den kulturzerstörenden Bolschewismus zu sein.

Begegnung mit Gunnar Gunnarson.

Kleines Erlebnis auf einer Islandfahrt.

Von Eugen Kusch.

Die Sagainsel hat ihren Namen bis auf diesen Tag zu Recht behalten, denn dort geht es ganz anders zu als in dem übrigen Europa — die Leute kennen die Eisenbahn und damit unsere hastige Zeitrechnung nur vom Hörensagen. Dafür haben sie andere neuzeitliche Dinge eingeführt, die sie neben dem Reittier früherer Zeiten gebrauchn; man kann darum beinahe sagen, daß sie zwischen den beiden Stühlen dieses und des vergangenen Jahrtausends sitzen. Das merkt aber von ihnen nur derjenige, der „draußen" war; wer aus ihren Reihen berühmt wird, der lobt zwar seine isländische Heimat über alle Gebühr, doch sonst lebt er ganz gern weit fort von ihr. So war es denn auch, als ich nach Gunnar Gunnarson fragte — man überschlug, wo in der ganzen Welt er gerade sein konnte, und siehe, da stellte es sich heraus, daß er sich in der Heimat selbst befand.

Ich hätte den Dichter der „Borgsaga" gern besucht: Er war doch für uns Deutsche der erste große Name aus der Jetztzeit dieses bäuerlichen Königreichs. Und wenn man schon einmal in diesem Lande war, müßte das doch leicht zu bewerkstelligen sein.

„Nein, allzu große Schwierigkeiten wird es auch nicht bereiten", sagten meine Bekannten. „Sein Zelt steht irgendwo einen Reittag von der Omnibusstraße nach Seidisfjord entfernt. Sommerwohnung im einsamen Ostland — das ist geradezu die große Mode in diesem Jahr."

„Nun gut, und wie weit ist es denn von der Hauptstadt Reykjavik" (denn hier hielt ich mich gerade auf), „um an diesen Punkt der Landstraße zu kommen?"

„Ach, so etwa vier Tage mit dem großen Überlandauto. Und wenn Sie dort sind, müssen Sie sich eben ein Pferd mieten und das Suchen anfangen."

Alle nordischen Berühmtheiten in Ehren, aber das war doch etwas reichlich — in dieser Zeit kann man bei uns bequem durch den ganzen Erdteil reisen. Und dabei sieht Island auf unseren Landkarten so winzig aus!

Man war erstaunt, daß ich so rasch von meinem Vorhaben Abstand nahm; ich hätte nie mehr daran gedacht, aber schließlich kam es durch einen Zufall zur Verwirklichung dieses Planes: Ein dortiger Freund hatte gerade Urlaub und zeigte mir nun die herbe Schönheit seiner weltentrückten Heimat von seinem klapprigen, aber braven Kraftwagen aus, und wegen des gewaltigen Dettifosses und der Schlammvulkane am Myvatn war es unerläßlich, ein Stück in das Ostland hinein zu fahren. Gerade hier stießen wir dann ohne Zutun und Verdienst auf Gunnar Gunnarson — wiederum sehr zufällig, denn der Dichter sollte ja irgendwo in der Unwirtlichkeit der Berge weilen, doch langanhaltender Regen hatte ihn von seinem luftigen Wohnsitz vertrieben.

Die Begegnung selbst fand auf einem entlegenen, echt isländischen Bauernhof statt, wo die Gebäude halb in Torf versteckt lagen und nur nach dem schmalen Weg zu eine hübsche Front aus ein paar gleichmäßigen Holzgiebeln zeigten. Hausgarten und Wiese waren größer und reicher bewachsen als anderswo, denn die Gegend um den See genießt den Schutz einiger Berge gegen die harten, der Wurzel das letzte Sandkorn entreißenden Winde. Wir kamen zu dem Besitzer, um ein Boot von ihm zu leihen; er trat heraus und verkündete uns nach umständlichem Gruß und Gegengruß, daß wir in einem Stündchen — auf Island das kleinstmögliche Zeitmaß! — das Gewünschte haben könnten. Im Augenblick weile bei ihm ein besonderer Gast, dem er sich widmen müsse.

Natürlich wollten wir wissen, um wen es sich hier handelte, und bald wußten wir, daß Gunnar Gunnarson es war. Aber das bedeutete ja noch in keiner Weise, daß wir ihn auch zu Gesicht bekommen könnten. Der Bauer tat zunächst so, als hätte er unseren Wunsch nicht gehört, und brach mit uns, vom Wetter ausgehend, ein kleines literarisches Gespräch vom Zaun.

Man muß dabei wissen, daß in diesem Lande weniger die Städter, als die Bauern Hauptträger der Kultur sind. Die Einsamkeit hat sie dazu erzogen. Ich habe einmal einen jungen Mann kennen gelernt, der bestellte den Hof seines Vaters am Borgarfjord und gab außerdem eine schöngeistige Zeitschrift heraus. Mag dies ein besonderer Fall gewesen sein, aber von Büchern versteht bestimmt jeder etwas — ihre große Literatur, die Hauptunterhaltung an den langen Winterabenden vieler Jahre, hat ihre Urteilskraft für alles Geschriebene geschärft. Und viele von ihnen verstehen es, flüssige Verse aus dem spröden Material ihrer Muttersprache zu schmieden.

Der Mann hier, mit seinen groben Händen und dem wetterharten Gesicht, unterhielt sich also mit uns über Werke des nordischen Schrifttums wie von der natürlichsten Sache der Welt und kam von ungefähr bald auf seinen berühmten Gast zu sprechen. Mein Freund zwinkerte mir zu: Aha, er wollte uns also etwas aushorchen! Was blieb darum anderes übrig, als eine kleine Stegreifrede zu halten: Ja, den Gunnar, den schätze man bei uns zu Hause so sehr, weil wir ihm das Wissen um den isländischen Menschen der Jetztzeit verdanken; von ihm hörten wir zum ersten Mal, daß die Bauern des kleinen Reiches den gleichen stillen Kampf um einen von den Naturkräften übel mitgenommenen Boden wie vor tausend Jahren führten. Gleichzeitig aber waren uns seine lebendigen Schilderungen und Gestaltungen der Schlüssel zum Verständnis jener Welt, von der einst die Skalden zu singen wußten — —

Es schien ungefähr zu genügen. Der Bauer stapfte jetzt hinein. Gespannt ergingen wir uns am Gatter und sahen über die Hofwiese auf die harten Umrisse kahler blauer Berge — die waren uns beinahe wie die Handschrift dessen, auf den wir hier warteten. Und endlich kam er selbst, ein untersetzter blonder Mann mit gutmütigem Gesicht und scharfen Brillengläsern vor den jung gebliebenen Augen. Wenn die Begrüßung wie zwischen alten Bekannten vor sich ging, so war dies nicht weiter unser Verdienst, denn in dieser letztmöglichen Abgeschiedenheit bedeutete jeder Mensch etwas, besonders, wenn er von weither kam. Wir setzten uns irgendwo an den Wegrand und plauderten miteinander. Zeit und Umstände reichten zwar nicht aus, um über weltbewegende Dinge zu sprechen, aber was tat dies schon? Für uns war es jetzt Freude genug, den Dichter in dieser widerspruchsreichen Landschaft getroffen zu haben, die seine Heimat war und durch deren meisterliche Beschreibung er unsere Zuneigung gewonnen — irgendwann, als wir es uns nicht träumen ließen, daß wir noch diesen seltsamen Boden betreten würden. Das haben wir ihm auch gesagt, und er belohnte uns, indem er von seinen weiteren Plänen auf eine Weise sprach, wie wenn wir ihm dabei helfen könnten. Besonders drückte er Deutschland seine Hochachtung aus als dem Land, das ihn zuerst verstand und das ihm heute so viele, fast zu viele Ehren erweise.

Die Knechte kamen jetzt mit Sensen und Körben von der Heuernte und mahnten uns auf diese Weise wortlos, wie weit der Tag fortgeschritten war. So brachen wir auf, ohne das Boot geliehen zu haben, ein jeder in seine Richtung.